

Die Entwicklung von Limbach-Oberfrohna in den Jahren nach 1989

Frank Löbel

Es war ein großer Glücksfall, dass wir vor 25 Jahren die Wiedervereinigung Deutschlands erleben durften, ein Glücksfall für unser Land, für unsere Stadt und auch für mich persönlich.

Der Mut der eingesperrten Bürger, die ihre Ängste überwandern, die die laufenden Lügen über den angeblich überlegenen, siegreichen und blühenden Sozialismus in der DDR gründlich satt hatten, da sie täglich anderes erlebten, die Überalterung der DDR-Machthaber und das internationale Verständnis für den Wunsch der Deutschen nach Wiedervereinigung fielen damals glücklich zusammen. Tausende gingen auf die Straße, in unserer Stadt zeitweise mehr Menschen, als Limbach-Oberfrohna Einwohner hatte, um friedlich gegen die Herrschenden, die laufende Bevormundung und Einschüchterung, die katastrophalen Zustände unserer Umwelt und gegen den Verfall unserer Städte und Gemeinden zu protestieren.

Viele, aus heutiger Sicht ganz selbstverständliche Wünsche und Forderungen für das Leben in unserer Stadt hatten sich über Jahrzehnte angestaut: ein Hallenbad, moderne Schulen und Sportstätten, menschenwürdige und schöne Altenheime, intakte und saubere Häuser, Straßen und Grünanlagen, schöne Wohnungen mit gefliesten Bädern, modernen Heizungen, Balkonen, dichten Fenstern und Dächern, trockenen Wänden, intakten Ver- und Entsorgungsleitun-

gen, WC in der Wohnung und kein stinkendes-Plumpsklo auf halber Treppe, moderne und saubere Betriebe, die nicht vor Dreck, Öl und Schadstoffen strotzen und die Umwelt belasten. Über die Wünsche, die sich nun erfüllen sollten, waren sich alle schnell einig. Die Fragen waren: Wer übernimmt die Verantwortung, wer packt diese neuen Aufgaben an?

Neuaufbau der Verwaltung

Nach der fast wie durch ein Wunder gelungenen friedlichen Wende wurden in allen Verwaltungsebenen Menschen gebraucht, die bereit waren, ihr bisheriges Leben grundlegend umzustellen, Verantwortung zu tragen, oft auf Gebieten, in denen sie sich vorher kaum auskannten. Ich selbst stellte mich dieser Aufgabe und der ersten Kommunalwahl nach der Wende. Schon die Wahl selbst war für mich eine große persönliche Herausforderung, sich plötzlich der Öffentlichkeit zu stellen, um Wählerstimmen zu werben. Nach der Wahl wurde ich Erster Beigeordneter (heute Bezeichnung Bürgermeister) in meiner Heimatstadt und Dezernent für Bau und Planung. Für mich war das, als studierter Informatiker, eine gewaltige Herausforderung – so, wie für viele andere auch, die plötzlich ganz neue Aufgaben zu bewältigen hatten.

Blick vom Johannisplatz
in die untere Helenenstraße,
1989 und 2016



Ein großer Dank geht an unsere Partnerstädte Hechingen und Ingelheim. Durch deren Stadtverwaltungen wurden wir jederzeit bestens und uneigennützig unterstützt. Wenn wir in dieser schwierigen Anfangszeit Fragen hatten, wie eine Aufgabe gemeistert werden könnte, wurde uns von dort mit Rat und Tat geholfen. Zeitweise waren aus den Partnerstädten sogar Beigeordnete und Beamte im Ruhestand in unsere Verwaltung abgeordnet.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass die später in unsere Stadt eingemeindeten Ortsteile Bräunsdorf und Kändler ebenfalls beste Unterstützung von deren Partnergemeinden Leinach und Hammbach erhielten.

Unter den nach der Wende völlig geänderten wirtschaftlichen Bedingungen brachen in kürzester Zeit massenhaft die Arbeitsplätze weg. Wir waren nicht mehr der Billigsektor für den Westen und unsere Bürger wollten endlich mal die lang ersehnten und bewunderten Westprodukte und nicht mehr die Ostwaren kaufen. Der Absatz unserer Waren brach ein. Das hatte für unseren Arbeitsmarkt, für viele Beschäftigte in den maroden Betrieben, dramatische Konsequenzen. Es gab plötzlich viel zu viele Arbeitslose. Das Angebot von neuen Arbeitsplätzen, in neuen, konkurrenzfähigen Betrieben wurde auch für unsere Stadt eine große Herausforderung.

Suche nach Gewerbeflächen

Doch wo konnten die neuen Betriebe gebaut werden? Wo waren freie Flächen? Wo konnte in Limbach-Oberfrohna, damals noch ohne die Eingemeindungen, ein Gewerbegebiet entstehen?

Die alten Betriebe standen innerhalb der Stadt, zwischen den Wohnhäusern, oft auch in Hinterhöfen. Diese Flächen kamen wegen der Enge der Bebauung, mit maroden Betriebsgebäuden, mit unzureichender Zuwegungen, in unmittelbarer Nachbarschaft zur Wohnbebauung, bei

ungeklärten Eigentumsverhältnissen oder auch Eigentümern, die eine neue Nutzung ablehnten, zur Neubebauung oder zur Nachnutzung der Gebäude nur selten in Frage.

Unsere Umlandgemeinden konnten schnell reagieren, da sich am Rande ihrer Gemeinden viele freie, schnell nutzbare Flächen befanden. In Limbach-Oberfrohna war das nicht so, nach jedem Ortsausgangsschild begannen sofort die Flächen der Nachbargemeinden, auf die wir kein Zugriffsrecht hatten. Lediglich im Ortsteil Oberfrohna befanden sich größere, landwirtschaftlich genutzte Flächen, über deren gewerbliche Nutzung wir damals nachdachten. Ein Gewerbegebiet benötigt eine gute verkehrstechnische Anbindung an Staatsstraßen und Autobahnen. Das hatten diese Flächen leider nicht.

Die Investoren entscheiden letztendlich selbst, wo sich für ihr Vorhaben der günstigste Standort findet. Die Stadt kann und muss Gewerbeflächen anbieten, sie kann Betriebe aber nicht zwangsansiedeln. Limbach-Oberfrohna hatte damals keine guten Karten. Um das zu verbessern, wollten wir auf ein altes, nie umgesetztes Straßenbauprojekt, unterhalb des Hohen Hains zurückgreifen. Ältere Limbacher kennen das unter dem Namen „Fantasiestraße“. Über eine Verwirklichung dieses Projektes dachten wir damals nach, um eine günstige Verkehrsanbindung von Gewerbeflächen in Oberfrohna zu ermöglichen.

Mit den Bürgerprotesten, die wir damit entfachten, hatten wir in einer Zeit, in der so dringend neue Betriebe und Arbeitsplätze gebraucht wurden, niemals gerechnet. Es war, als würden wir den Untergang unserer Stadt beschwören. „Wir wollen keine neuen Betriebe, keine neuen Straßen, wir wollen unsere Ruhe“, schlug es uns laut und heftig entgegen. In der „Freien Presse“ wurde damals sogar die Forderung von Bürgern aufgenommen und getitelt: „Limbach soll sich lieber wieder zum Dorf entwickeln“.

Blick über den Johannisplatz in Richtung Bachstraße, 1989 und 2016



Ich denke, dass die räumlich Enge in unserer Heimatstadt und die Ablehnung der Entwicklung eines Gewerbegebietes innerhalb der damaligen Stadtgrenzen uns gegenüber unseren Nachbargemeinden erheblich in Nachteil gebracht haben.

Ausbau der Infrastruktur

Nach der Wende fanden wir äußerst marode, mit Schlaglöchern und „Flickstellen“ gespickte Straßen vor. Die Schäden waren aber nicht nur in der Fahrbahn, sondern vor allem im Unterbau der Straßen und in den Versorgungsleitungen. Geplatze Wasser- und Gasleitungen gehörten früher zum alltäglichen Straßenbild. Viele Abwasserkanäle waren defekt oder fehlten gänzlich. Abwässer flossen häufig ungeklärt in den nächsten Bach. Unsere Bäche waren stinkende, vor allem durch die Abwässer der Färbereien ihre Farbe ständig wechselnde, tote Gewässer. Das musste schnellstens geändert werden.

Schon ergab sich die nächste Frage: Welche Dimensionen werden für Ver- und Entsorgungsleitungen gebraucht? Die Textilindustrie, vor allem die Färbereien, bestimmten damals mit ihrem großen Wasserverbrauch maßgeblich die Größe der Leitungen. Die Bevölkerung der Stadt nahm rasant ab. Die Abwassermenge sank erheblich. Ach das musste beim Bau berücksichtigt werden.

Sollten wir in unseren Zukunftsplanungen, die über viele Jahrzehnte Bestand haben mussten, von sterbender Industrie und stark rückgängiger Bevölkerung und damit von stark rückläufigen Verbräuchen ausgehen? Das widersprach völlig unseren Gefühlen, Erwartungen und Hoffnungen. Wir wollten Aufbruch, Entwicklung, Fortschritt. Wir wollten keinen Niedergang durch Planung besiegeln.

Aber Entscheidungen mussten getroffen werden. In zu starken Wasserleitungen steht das Wasser zu lange und verkeimt. In zu dicken

Abwasserleitungen setzen sich die Feststoffe ab und verstopfen die Leitungen. Zu dünne Leitungen gewähren nur eine mangelhafte Ver- und Entsorgung. Es musste ein Mittelweg gefunden werden, der natürlich nicht optimal sein konnte.

Unsere Bürger erwarteten aber nicht nur Verbesserungen in der Infrastruktur und im Untergrund von Straßen. Das Leben sollte endlich sichtbar besser werden, und das möglichst schnell. So mussten wir auch kurzfristige, schnelle Lösungen schaffen:

So wurde die Turnhalle in der Weststraße zuerst für den Lebensmittelhandel mit den gefragten „Westwaren“ umfunktioniert, damit unsere Bürger nicht mehr den weiten Einkaufsweg bis Bayern hatten. Danach nutzen wir diese Fläche für den Neubau eines Fernmeldeamtes für die Telekom, denn Telefonanschlüsse waren Mangelware. Am 3. November 1989 wurde in der „Freien Presse“ noch darüber berichtet, dass mehr als eine Million Anträge auf einen Telefonanschluss vorlägen und dass es jährlich 100.000 Eingaben wegen nicht realisierter Anschlüsse gäbe. In Limbach-Oberfrohna haben wir 1990 die Weichen für Telefonanschlüsse ganz schnell gestellt. Wer kann sich diese Sorgen in der Handy- und Internetzeit heute noch vorstellen?

An der Burgstädter Straße gelang es uns, den ersten Plus-Markt der Region zu eröffnen. Wie strömten die Menschen aus der Region damals dorthin! Es war eine große Erleichterung für die Bürger. Für sie wurde die neue Zeit greifbar.

Entwicklung der Innenstadt

Aber auch die Zukunftsplanungen mussten schnell beginnen. Also pflanzten, bauten, renovierten oder modernisierten wir das Limbomar, die Freibäder, Turnhallen und Sportplätze, Schulen und Kindergärten, die Innenstadt, den Markt, Johannisplatz, Stadt- und Tierpark, das

Blick aus der Hechinger Straße
zum Johannisplatz,
1989 und 2016



Schloss in Wolkenburg, das Esche-Museum, die Stadthalle...

Ich denke, diese Entwicklung von Limbach-Oberfrohna, fast wie im Zeitraffer, kann sich sehen lassen und die Eingemeindungen gaben der Stadt und den eingemeindeten Orten nochmals neuen Schwung.

Leider gelang manches auch nicht so gut, wie wir es uns vorstellten. Die Innenstadtentwicklung stand leider nicht unter dem besten Stern. Zuerst sträubte sich eine Anzahl ansässiger Händler gegen die Ansiedlung größerer Einkaufsmärkte. Man wollte das Einkaufspotential nicht mit neuer Konkurrenz teilen müssen. Die Sogwirkung, die größere Märkte auf Einkaufsgebiete und den dort etablierten Handel ausüben, wurde damals leider verkannt.

Wir wurden schnell mit der Realität in Form von abdriftenden Käuferströmen konfrontiert, als das neu entstandene „Chemnitz Center“ und weitere große Einkaufszentren im Umfeld öffneten und die Käufer in Scharen aus der Stadt abzogen und es uns nicht gelungen war, ein Gegenangebot in unsere Stadt zu schaffen.

Lichtblicke in unserer Innenstadt sind inzwischen der Einkaufsmarkt in der Helenenstraße, der schon lange geplant war, sich aber leider wegen der vielen Einsprüche dagegen viel zu lange verzögerte. Dieser Markt, so unsere damalige Planung, sollte mit den weiteren Eckpunkten, Turmpassage und Stadthaus an der Bachstraße, das Dreieck bilden, in dem sich das Zentrum unserer Stadt aufbaut.

Natürlich planten wir auch Ortsteilzentren. Dort Handel zu installieren, erwies sich als sehr schwierig bis unmöglich. Die Handelsketten untersuchten ihr mögliches Marktpotential sehr genau und etablierten sich eben nur dort, wo sie sich die besten Einkünfte versprachen.

Glücklich können wir darüber sein, dass wir bei der Entwicklung und Neugestaltung unserer Stadt gute Mitstreiter fanden. Beispielhaft seien hier die Sparkasse Chemnitz bei der Marktplatzgestaltung und die damalige Schmidt-Bank Hof bei der Ge-

staltung des Johannisplatzes und dem Aufbau unseres Esche-Museums genannt.

Von manchen vermeintlichen „Hoffnungsträgern“ wurden wir aber auch schwer enttäuscht. Da gab es z. B. die Käufer der damals verfallenen „Parkschänke“, die diese ganz schnell wieder zum kulturellen Zentrum entwickeln wollten, sie dann aber über Jahre hinweg dem Verfall überließen. Wir mussten viel Kraft, Zeit und Geld aufwenden, um die „Parkschänke“ wieder in den Besitz der Stadt zu bekommen, um sie mit neuen, zuverlässigen Partnern zu dem machen zu können, wie sie sich heute im Stadtpark präsentiert.

In den Jahren nach der Wende wurde das Wohngebiet „Am Wasserturm“ fertig gebaut. Die Neubauwohnungen waren damals heiß begehrt und mussten unter den vielen Bewerbern zugeteilt werden, da die Schar der Bewerber viel größer war als die Anzahl der angebotenen Wohnungen. Das verlief nicht immer reibungslos. Natürlich waren diejenigen schwer enttäuscht, die keine Wohnung bekamen. Sie hatten kein Verständnis dafür, warum die Zuteilung nicht an sie, sondern an andere erfolgte. Und heute? Heute sind viele der damals heiß begehrten Wohnungen wieder abgerissen, da sie leer standen und zu wenige Mieter nachfragten. Eine so totale Umkehr der Wohnungsmarktsituation in so kurzer Zeit konnten wir uns damals nicht vorstellen.

Positiv an diesen geänderten Wohnungsmarktsverhältnissen war es, dass inzwischen viele ältere Wohnhäuser wieder modernisiert wurden und so auch die Innenstadt durch das Angebot schöner Wohnungen wieder belebt wird und dass sich viele Bürger ihr Eigenheim bauen konnten.

Bei allen Planungen und Entwicklungen für eine Stadt ist es wichtig, ihren Charakter zu erhalten, erhaltenswerten Bestand zu wahren und die Innenstadt zu stärken. Denn wer will auf Dauer auch im schönsten Eigenheim am Rande einer Stadt wohnen, deren Kern verfällt, nicht mehr den Erwartungen an eine lebendige Stadt

Blick von der Querstraße in die obere Helenenstraße, 1989 und 2016





Blick in die Bachstraße zum Kino, 1989 und 2016

entsprechen kann und in dem große Lücken durch Abrisse klaffen.

Herausforderungen der Stadtentwicklung

Es hat sich in unserer Stadt seit der Wende 1989 viel getan. Nicht immer verlief die Entwicklung so, wie wir sie uns erhofften. Wir wollten schnelle Veränderungen, greifbare Verbesserungen für unsere Stadt. Heute bin ich der Auffassung, dass eine gesunde Stadtentwicklung mehr Zeit braucht, reifen muss, um die Bürger der Stadt nicht zu überfordern. Damals hatten wir diese Zeit nicht. Der Erwartungsdruck war enorm.

Der Gegensatz zur Fortentwicklung ist das Festhalten am Gewachsenen, am Liebgewordenen. Unser Leben braucht einen verlässlichen Rahmen, der nicht so gern und so schnell preisgegeben wird, auch wenn er eigentlich nicht mehr der schönste ist und nach Veränderung schreit. Doch Fortentwicklung und die Bereitschaft zur Veränderung müssen wachsen, brauchen den richtigen Zeitpunkt.

Äußerst schwierig, oft unmöglich ist es, den Konflikt zwischen den Interessen der Gemeinschaft und den Interessen der persönlich Be-

troffenen aufzulösen: Jeder wünscht sich beste Verkehrsanbindungen, aber keiner eine belebte Straße oder Bahnlinie vor seiner Nase. Jeder wünscht sich Sport- und Spielplätze, gute Schulen und Kindergärten, ein Jugendhaus, aber nicht neben seinem Grundstück. Jeder wünscht sich eine lebendige Stadt, in der abends nicht die Fußwege hochgeklappt werden, aber keinen Lärm, keine Gaststätte vor seiner Tür. Jeder wünscht sich gute Einkaufsmärkte in der Innenstadt, aber nicht die Parkplätze und Zufahrten neben seinem Wohnhaus.

Stadtentwicklung ist eine große Herausforderung. Neben den Bürgern, denen die Veränderungen nicht schnell genug geht, gibt es auch immer die, die aus welchen Gründen auch immer, die Veränderung nicht, nicht jetzt oder nicht an dieser Stelle haben möchten.

Stadtentwicklung ist aber auch schön. Man hat aktiven Anteil an der Gestaltung und Weiterentwicklung der Stadt. Wenn es dann noch die eigene Heimatstadt ist, für die man tätig sein kann, ist das etwas ganz Besonderes. Ich bin dankbar, dass ich die Stadtentwicklung einige Jahre als Beigeordneter der Stadt und viele Jahre als Stadtrat mit gestalten und begleiten durfte.

Autor

Frank Löbel
1990 bis 1994 Erster Beigeordneter der Stadt und Dezernent für Bau und Planung, 1990 bis 2015 mit nur wenigen Unterbrechungen Stadtrat und Fraktionsvorsitzender der SPD

